

Zeitschrift: Stultifera navis : Mitteilungsblatt der Schweizerischen Bibliophilen-Gesellschaft = bulletin de la Société Suisse des Bibliophiles
Band: 1 (1944)
Heft: 1

Artikel: Meine Beziehung zum "schönen Buch" : noch ein Brief
Autor: Lauber, Cécile
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-387470>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 05.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Lieder von Schoeck, an das «Miroir de Jésus» von Henri Ghéon und die Steinzeichnungen von Carl Walser. Als sprechendes, gutes Beispiel erscheint mir die «Schwarze Spinne», illustriert von Gunter Böhmer, in der die ganze Leidenschaftlichkeit Gotthelfs und dessen Beschreibung der Not aus der Pestzeit den Künstler an die gegenwärtige, schaurige Tragödie der Menschheit erinnerte. Wie für Gotthelf die «Schwarze Spinne» aus innerer Notwendigkeit entstand, mußte sich der Künstler, der sie neu illustrierte, die innere Span-

nung in der er sich zur Zeit befindet, von der Seele zeichnen. Dadurch entstand ein wirkliches, neues Kunstwerk.

Damit habe ich Ihnen, Herr Präsident, auch meine inneren Nöte als Herausgeber «en miniature» illustrierter Bücher kundgegeben. Ich weiß nicht, ob dieses Schreiben Ihnen für die Zeitschrift tunlich erscheint.

Mit besten Grüßen

Ihr W. Vinassa.

Cécile Lauber | Meine Beziehung zum «schönen Buch»

Noch ein Brief

Hochgeehrter Herr Doktor!

Sie wünschten ein Bekenntnis meiner inneren Beziehung zum «schönen Buch» zu erhalten. Ich gestehe, daß Sie mich dadurch in eine gewisse Verlegenheit versetzen. Ist das Schöne an sich schon ein Rätsel, so wird es, wenn es sich um ein Buch handelt, erst recht zum Geheimnis. Kann doch Form Gehalt vortäuschen, Inhalt die Form vergessen lassen. Wenn beide übereinstimmen, ergibt sich daraus die reinste Freude.

Jedoch mein auf das Malerische eingestelltes Auge ergötzt sich oft schon an einer Täuschung. Und wenn die Abendsonne auf den zinnoberroten Pappband meines Dostojewski fällt, glüht auch mein Herz auf vor Freude.

Wohl haben gewisse Buchformen mich stets zu fesseln vermocht. Das schlanke Format der Dombücherei wurde vor meinem geistigen Auge zum langgestreckten Säulenpfeiler, der Jakob Böhmes Worte oder die des Theophrastus Paracelsus bis in die Wolken hob. Aber daneben liebte ich auch den dickleibigen Schweinsledereinband einer Bibel aus dem Jahre 1764, an dem noch das Ende einer halben Schnalle hängt. Ich muß aber gleich hinzufügen, daß mich die vertrockneten Rosenblätter und die kindlichen Scherenschnitte aus unbekannter Hand, die sich zwischen seinen vergilbten Seiten aufbewahren, ebenfalls auf tiefste ergriffen haben.

Als junges Mädchen mit knappem Taschengeld pflegte ich mir die Kostbarkeiten der Welt-

literatur in Reclamausgaben anzuschaffen. Jene, die meine Zuneigung erwarben, wanderten später wieder zum Buchbinder, wo sie ein Gewand aus sogenanntem «Kunstpapier» erhielten, was aus ihnen etwas Neues und Fremdartiges machte.

Später gelangte die «Shakespear Ausgabe des Herrn Wieland» in meinen Besitz und entzückte mich durch ihre Fußnoten und durch die Vignetten von der Hand Salomon Geßners.

Als mir mein Gatte eines Tages die eigenen «Gedichte» entwendete, um sie mir später wieder, von einem Pariser Künstler handgebunden, auf meinen Schreibtisch zurückzulegen, war aus ihnen selbst für den Autor ein Geheimnis neuer Art geworden. Ich öffnete das Buch. Weich und schwer wie der gutgeölzte Deckel einer Truhe fiel der Einband zur Seite. Diese Bewegung blieb als freudiger Schreck in meinem Innern haften.

Und heute nun habe ich das Vergnügen, mein letztes Buch, die «Musiker-Bildnisse», von den Oltener Bücherfreunden bibliophil herausgebracht zu bekommen. Der Prospekt spricht von drei verschiedenen Ausgaben. Man verheißt eine Ausgabe A in «Ganzoasenziegenleder mit Rücken- und Deckelvergoldung, Steh- und Innenkantenvergoldung, Kopfgoldschnitt auf Zerkall-Bütten abgezogen, in Molton-gefüttertem Schuber».

Sie glauben nicht, verehrter Herr Doktor, was diese kopfvergoldeten Ganzoasenziegen in mir für eine Neugier und Spannung hervorzurufen vermögen! Ganz Tibet wandert durch meine Vorstellung, obwohl ich ja gar nicht weiß, ob

diese gutartigen Tiere, die für mein Werk ihr armes Fell hergeben und es vergolden lassen, nicht anderswo zuhause sind. Ja, ich sehe sie, heimlich schimmernd, in ihrer Steh- und Innenkantenvergoldung recht zahm eine neben der andern in den lustigen «Molton-Schubern» wie in warmen Häuschen stehen.

Ich bin nicht so ganz sicher, sehr geehrter

Herr Doktor, ob meine Beziehungen zum schönen Buch Sie zu befriedigen vermögen. Jedenfalls danke ich Ihnen recht herzlich dafür, mir durch Ihre Aufforderung Anlaß und Nötigung gegeben zu haben, mich auch auf diese Neigung hin zu prüfen.

Mit vollkommener Hochachtung grüßt Sie herzlich Ihre
Cécile Lauber.

Bibliophilen-Erlebnisse¹

1. E. St. / Gewissensnöte



In Basel fand eine große Bücherversteigerung statt. Ein Sammler war verschieden, der auf seinen Schäften mit rührender Liebe interessante Stücke aller möglichen Gebiete vereinigt und durch seinen Zugriff manches vom Untergang gerettet hatte. Mit besonderem Spürsinn begabt, hatte er nicht nur aus Antiquariatskatalogen gekauft, sondern in Basel, in Bern, in kleineren Städten seine Zutreiber gehabt, die ihn auf günstige Gelegenheiten aufmerksam machten. Und selbst Händler von Altertümern, ja Trödler, denen nur beiläufig Bücher durch die Hände liefen, waren im Besitze seiner Wunschzettel, um ihm vorkommendenfalls die fehlenden Stücke gleich sichern zu können.

Dieser im wahren Sinne des Wortes gebildete Freund des Schönen war unbeweibt geblieben; er bewohnte ein seither abgerissenes gotisches Haus in der mindern Stadt.

Alles dies in einem arbeitsreichen Leben voll stillen Sammlerglücks Vereinigte sollte unter den Hammer kommen. Der unternehmende Henning Oppermann hatte die Sache an die Hand genommen und einen trefflichen Katalog herausgegeben, der auch im Auslande Aufsehen machte.

Ein Bücherfreund in Thüringen, seines Zeichens Literarhistoriker und Gymnasiarch, den ich mehrmals an deutschen und österreichischen Bibliophilentagungen getroffen hatte, bat mich, ihm etliche der ausgeschriebenen Bände zu ersteigern. Er setzte, seinen Mitteln entsprechend,

¹ Wir erwarten von unsern Mitgliedern gerne frisch geschriebene Beiträge zu dieser Spalte.

für jede Nummer bescheidene Preisgrenzen fest, die meistens unter der Schätzung lagen.

Unter den ersehnten Werken befand sich die bei Walthard in Bern, dem unentwegten Nachdrucker, erschienene Ausgabe von Thümmels «Wilhelmine» (die in Hans Blöschs verdienstvollem Verzeichnisse der Walthardschen Drucke bei Briegers Erstausgaben fehlt). Mein Thüringer war nämlich aus Koburg gebürtig und sammelte die Werke seines Mitbürgers mit Leidenschaft.

Nun bekenne ich, für das anmutige Modebuch der sechziger Jahre jenes reichen Jahrhunderts, eben für besagte «Wilhelmine», selbst eine Schwäche zu haben. Ich besitze davon die reizvollen, z. T. mit Kupfern geschmückten ersten Ausgaben; es reute mich, gerade die schweizerische nicht für mich erstehen zu sollen.

Aber ich nahm mir vor, mich gegen den Mann, der mir sein Vertrauen schenkte, einwandfrei zu verhalten. Das Büchlein wurde niedrig ausboten. Indessen waren noch andere Liebhaber auf dem Plan. Schnell war die Grenze – ich glaube, von zwölf Franken – erreicht. Es stieg höher, erreichte neunzehn oder zwanzig Franken. Zu diesem Preise wurde es mir zugeschlagen.

Wahrheitsgetreu schrieb ich meinem Auftraggeber, er sei erheblich überboten worden. Daß ich der Erwerber war, verschwieg ich ihm; das gehe ihn nichts an, fand ich.

Allein mein Gewissen ist keine Bockshaut, die sich selbst dehnt. Ich begann mir vorzustellen, mit welcher Enttäuschung mein guter Gymnasiumsdi rektor die Mitteilung empfangen haben mochte, das heißbegehrte Stück sei ihm entgangen.

Meine Erwerbung freute mich nicht recht.